



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Homer und Mycene

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ist schon vor längerer Zeit der Versuch eines Landregisters gemacht worden, ohne aber Nachfolge zu finden. Die Anwälte sind aus leicht erklärlichen Gründen gegen eine Einrichtung, die ihnen eine gewinnreiche Thätigkeit verkürzt, und viele Eigentumsrechte sind nicht so einwandfrei, daß ihre Inhaber sie ohne Not eine Prüfung durchmachen lassen. Für die Grafschaft London ist 1899 und für die City 1902 eine Registration der Landverkäufe eingeführt worden. Der Zweck war nur, den Landumsatz zu erleichtern; denn Hypotheken werden nicht eingetragen, und das Register ist ohne besondere Erlaubnis nicht zugänglich. Aber sehr billig ist der Landkauf immer noch nicht. Eine kürzliche Eintragung über einen Gegenstand im Werte von 250 Pfund kostete den glücklichen Käufer 12 Pfund 14 Schillinge und 3 Pence. In den übrigen Grafschaften ist noch alles beim alten.

Die Geheimthuerei war die natürliche Folge des Streits zwischen den Gesezen der großen Barone und ihrer Auslegung durch die Richter, die mit den Anwälten einer freieren Anschauung huldigten. Der Streit endete mit dem Untergange der großen Geschlechter durch die Rosenkriege, und die Geseze wurden ganz hinfällig mit der Aufhebung des Lehnverbandes, 1636 durch das lange Parlament und 1660 durch Karl II. Das Land der Vasallen war hinfort freies Eigentum.

Was nun die großen Lehnsherren mit der Macht der Geseze des Parlaments nicht hatten erzwingen können, das wurde zur Regel durch den Ehrgeiz des Landadels, der darin mit den Großen einer Meinung war, so gern er sich den Anforderungen der Großen entzog.

(Fortsetzung folgt)



Homer und Mycene



ie von Schliemann inaugurierten Ausgrabungen haben der Homerforschung eine Menge Schwierigkeiten bereitet, ihr aber doch auch zugleich eine neue, solidere Grundlage geschaffen, und während die Forscher noch immer neue Hypothesen über einzelnes zu Tage fördern, hat ein englischer Gelehrter, William Ridgeway, mit kühnem Griff das Ganze umfaßt und auf der neuen archäologischen Grundlage eine Geschichte des Urgriechentums aufgebaut, die er, mit allem antiquarischen, historischen und philologischen Material und Werkzeug ausgerüstet, in hohem Grade glaubhaft macht. Wir versuchen, vom Hauptinhalt des ersten Bandes seines Werkes: *The Early Age of Greece* (Cambridge, University Press, 1901; der zweite Band soll erschienen sein, ist aber auf der Bibliothek, die uns freundlich versorgt, noch nicht vorhanden) einen Abriß zu geben.

Die Ausgrabungen haben eine Kultur nachgewiesen, die nach dem Hauptfundorte ihrer Produkte die mycenische genannt wird. Außer dem Peloponnes

ist Kreta reich an Erzeugnissen dieses Kulturabschnitts, sie sind aber über alle Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres verbreitet, und nach Dörpfeld gehört ihm auch die sechste der sieben Schichten von Hissarlik an. (Die sechste von oben, also die zweitunterste.) Als Ausgangspunkt dieser Kultur ist der Peloponnes anzusehen. Sie unterscheidet sich durch deutliche Merkmale von der jüngern Kultur, von der die homerischen Gedichte Kunde geben. Die Menschen der mycenischen Zeit sind langschädlig, das sind die Achäer Homers auch, aber diese sind blond, während die Mycener gleich den Griechen der historischen Zeit eine braune Haut, schwarze Haare und Augen haben. Die auch an Gold reichen Mycener lebten im Bronzezeitalter, die Achäer führten eiserne Waffen, und da die Griffe der eisernen Schwerter länger sind als die der in Mycene gefundenen Bronzeschwerter, so ist daraus zu schließen, daß sie größere Hände hatten, also überhaupt größer und stärker waren. Die Männer der mycenischen Zeit, die sich eines milden Klimas erfreuten, gingen teils nackt, teils waren sie nur mit Schurz oder Schwimmhose bekleidet; die aus dem Norden stammenden Achäer trugen Chiton und Mantel. Diesen zu befestigen, waren Nadeln nötig (die erste Nadel ist ein Dorn gewesen), und aus diesen haben sich die Spangen, Broschen und Schnallen entwickelt (unsre Frauen würden sich wundern, wenn sie erführen, wieviel Schweiß, Augenlicht und Kopfzerbrechen gelehrte Männer auf diese niedlichen Kleinigkeiten verwenden); die mycenischen Funde enthalten nichts dergleichen, weil es eben bei der oben erwähnten Tracht nicht nötig war; dagegen sind die der Eisenzeit angehörenden Fundstätten reich daran. Die Kriegsrüstung der Mycener bestand aus einem Lederwams mit Leibbinde, einer Lederkappe und dem sogenannten Ruppelschild: einem langen Schilde, der fast den ganzen Leib bedeckte, und den man, nach Carl Roberts Beschreibung, beinahe wie einen Chiton anzog, indem man ihn auf die Erde stellte und in die Schlinge des Tragbands hineinkroch. Dieser Schild bestand aus einem Holzgestell, mehreren Schichten Stierhaut und war manchmal noch mit Metallplatten besetzt. Die Achäer trugen Panzer, Beinschienen, Helm und bedienten sich des kleinen metallnen Rundschilds. Den Unterschied der Schilde und überhaupt der Bewaffnung hat Carl Robert in seinen vorm Jahre erschienenen Studien zur Ilias sehr ausführlich behandelt. Er hält aber den Unterschied für bloß chronologisch und schließt, da in der Ilias beide Arten von Rüstung erwähnt werden, so müßten die Teile des Epos, in denen die spätere Art beschrieben wird, jünger sein als die andern. Außerdem findet er, daß die mycenischen Stücke im äolischen Dialekt geschrieben sind, die andern viele Ionismen zeigen, Ridgeway hält den Unterschied für einen ethnologischen und glaubt, daß neben der Rüstungs- und Bewaffnungsart der eingewanderten Achäer die der Urbewohner in Brauch geblieben sei, sodaß der Dichter beide Arten vor Augen gehabt habe, aus ihrer Erwähnung also nicht gegen die einheitliche Abfassung des Gedichts geschlossen werden dürfe.

Jünger als die mycenische Kultur ist freilich die achäische, denn sie fällt in die Eisenzeit; deren Ursprung muß man in Mitteleuropa, und zwar vorzugsweise in den Ostalpen suchen, denn von hier aus hat sich das Eisen nach Norden und Süden verbreitet. Auf die Benutzung der Metalle ist man natürlich

durch glückliche Zufälle gekommen. Das Kupfer wird weit häufiger gediegen gefunden als das Eisen, und nicht selten lagert Zinn daneben; vulkanisch zusammengeschmolzenes Kupfer und Zinn hat den Menschen die erste Bronze, eine auf demselben Wege entstandne Legierung des Kupfers mit Zinn das erste Messing geliefert. Auch zur Benutzung des Eisens muß den Menschen die Natur behilflich gewesen sein; es aus Eisenerzen zu gewinnen, daran können die ersten Bearbeiter unmöglich gedacht haben. Sie müssen Meteoreisen oder, was wahrscheinlicher ist, tellurisches Reineisen gefunden haben. Nach den Zeugnissen von Cook und Nordenskjöld haben die Eskimos solches, das sie in Basalt finden. Ridgeway schließt, daß auch in diesem Falle Vulkane die Hüttenarbeit besorgt haben, und daß es auch in Kärnten, Krain, Steiermark, sowie im Tura, von wo die Eisenbenutzung um das Jahr 1400 v. Chr. ausgegangen ist, große Massen solchen Eisens gegeben haben muß. Daß es jetzt keins mehr giebt, darüber darf man sich nicht wundern, denn Eisenerze zu graben wird man eben nicht eher angefangen haben, als bis der letzte Rest des gediegenen Eisens verbraucht war. Übrigens sind nach der Ansicht eines englischen Naturforschers, R. S. Ball, den Ridgeway anführt, die Meteoriten auf keinem andern Wege entstanden. Sie sind irdischen Ursprungs; durch Vulkanausbrüche in solche Höhen geschleudert, daß die Zentrifugalkraft lange Zeit überwiegt, nähern sie sich in ihrer Kreisbewegung der Mutter Erde allmählich und werden schließlich gezwungen, sich wieder mit ihr zu vereinigen. Zeugen der achäischen Kultur haben die Ausgrabungen in den Alpen und nördlich von den Alpen, namentlich die von Hallstatt zu Tage gefördert. Sie bezeugen die homerische Kultur u. a. auch dadurch, daß die Wagenräder acht Speichen haben, während das Rad der mycenischen Zeit vierspeichig ist.

Einen Hauptunterschied der beiden Kulturen macht die Bestattungsweise aus. Die Mycener beerdigen, die Achäer verbrennen die Leichen. Die Sitte der Leichenverbrennung konnte nur in einem holzreichen Lande entstehen, und das war Mitteleuropa, das alte Germanien. Aber diese natürliche Bedingung der Sitte ist nicht ihr Entstehungsgrund gewesen; dieser liegt im verschiedenen Seelenglauben der Völker. Die meisten Völker, auch die Stammväter der Griechen, glaubten, die Seele verweile in der Nähe der bestatteten Leiche. Sie hielten die Seele für den sozusagen schwindsüchtigen Doppelgänger des lebenden Menschen, schrieben ihr leibliche Bedürfnisse zu und versorgten sie deshalb mit Kleidung, Speise und Trank, und war es die eines Fürsten, auch mit Weibern und Gefolge. Da die Seele fortwirkte, und ihr Wirkungskreis an den Leichnam gebunden war, so suchte man durch sorgfältige Bestattung die Seelen von Königen und Helden als Schützer und Helfer an das eigne Land zu fesseln; die Leichname von Feinden, die man zu fürchten hatte, schaffte man fort. Der Glaube an Spukgeister und der katholische Reliquienkult sind Ausgeburten dieser Vorstellung.

Bei Homer erscheint die Seele nur so lange an den Leichnam gefesselt, als dieser unverbrannt daliegt, und so lange stellt man sich den Leichnam auch noch als empfindend vor. Cicero hat (*Tusc. Disp. I, 105*) wahrscheinlich richtig vermutet, daß Achill den Hector zu peinigen glaubte, als er seine Leiche um

Ilion schleifte. Aber war die Leiche verbrannt, so waren der Seele die Pforten des Hades geöffnet, und schlossen sich diese hinter ihr, so war sie auf ewig von den Lebendigen geschieden, hatte, außer wenn sie Blut zu kosten bekam auf Augenblicke, kein Bewußtsein und übte keinen Einfluß mehr auf die irdischen Dinge. Diesen Unterschied des homerischen Seelenglaubens von dem gewöhnlichen hat Erwin Rohde ausführlich behandelt in seiner Schrift: „Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen.“ Ferdinand Dümmler schließt sich (II, 261 ff. der gesammelten kleinen Schriften) seiner Auffassung an, preist die homerische Ansicht als aufgeklärt auch in diesem wichtigen Punkte und schreibt S. 265: „So stellt denn das stille und unwirksame Totenreich Homers, das vom Erdenleben durch tiefe Ströme geschieden ist, eine Kulturerrungenschaft dar, der auf der andern Seite die Loslösung der Götter aus den Fesseln des Naturgeschehens, ihre Transzendenzierung zu einem olympischen Staate entspricht. So wurde Raum für die lebenskräftigen Instinkte der homerischen Heldenzeit, für ein freudiges Bejagen des Erdenlebens. Wie weit diese Aufklärung einzelnen hervorragenden Geistern, den Schöpfern und Bewahrern der epischen Tradition, zu danken ist, wie weit sie jemals das Volk oder einen bestimmten Stamm durchdrungen hat, läßt sich mit unsern Mitteln nicht mehr feststellen. Mit Recht beschränkt Rohde die Anschauungen des Epos auf die asiatischen Jonier, noch richtiger würde man sie wohl auf den ionischen Adel beschränken, dessen Organ die Sänger waren. In einem aristokratischen Zeitalter war das Epos darum doch volkstümlich, wenn es auch Glauben und Bräuche der beherrschten Volksschichten so wenig wie deren Kriegsthaten zum Ausdruck brachte.“ Ob es gerade die asiatischen Jonier gewesen sind, denen der aufgeklärtere Seelenglaube zu danken ist, darüber später; vorläufig mag nur daran erinnert werden, daß der größte Gespensterglaube teils als ganz gewöhnliche Gespensterei, teils als Spiritismus mitten im christlichen Europa bis über das naturwissenschaftliche neunzehnte Jahrhundert hinaus floriert hat, woraus wieder einmal klar wird, wie sehr man sich hüten muß, aus dem Grade von Aufklärung, den ein Buch oder ein Teil eines Buches bekundet, auf die Zeit seiner Abfassung zu schließen, wie auch Rohde zu thun scheint, da er Gewicht darauf legt, daß die Nekyia (Totenbeschwörung) im elften Buche der Odyssee zu den jüngsten Teilen des Gedichts gehöre. Die Aufklärung folgt dem Aberglauben nicht chronologisch nach, sondern beide sind Geschwister, die Hand in Hand durch alle Zeiten wandeln, weil eben in allen Zeiten die Fassungskräfte, Gemütsarten und Bildungsstufen der Menschen verschieden sind.

Ridgeway hat Rohde ebenfalls benutzt, dessen Grundgedanken aber selbstständig fortgebildet. Auch er sieht in den homerischen Vorstellungen eine höhere Stufe des Seelenglaubens, aber nicht eine Frucht ionischer Aufklärung, sondern nordischen Volkstums. Die Leichenverbrennung findet sich überall mit dem Odinkult zusammen (alle Länder werden durchgegangen und ihre Bestattungsgebräuche geschildert); ganz ausschließlich hat die Verbrennung nirgends geherrscht; es ist überall daneben noch die Beisetzung unversehrter Leichen vorgekommen, namentlich Kinderleichen blieben meistens von der Verbrennung ausgeschlossen. Das Feuer ist das Behikel, mit dem der Verstorbene samt allem,

was man ihm mitgiebt, nach Walhall befördert wird, wie Elias mit dem Feuerwagen in den Himmel. (Wenn in der Nekyia der Odyssee Orion auf der Asphodeloswiese der Jagd obliegt, so ist das eine Erinnerung an Walhall, wo die Helden ihr irdisches Kampfspiel fortsetzen.) Gleicherweise ist dem arischen Sinder Agni, das Feuer, der Bote, der seine Gaben zu Gott emporträgt. Zugleich reinigt das Feuer, vernichtet alles Vergängliche und löst die Seele vollständig von allen irdischen Banden. Im 29. Kapitel des Phädon erinnert Plato an den gewöhnlichen Seelenglauben, der sich zu seiner Zeit doch schon so weit geläutert hatte, daß man besonders von den ungebefferten Sündern und den sehr sinnlichen Menschen glaubte, sie könnten nach dem Tode nicht von ihren Leibern loskommen und seien deshalb verurteilt, zu spuken; daraus folgt aber schon, daß nicht sowohl das Feuer, als die Besserung, oder wie Plato es nennt, die Philosophie als Läuterungsmittel angewandt werden muß und von der Fesselung an den Leichnam erlöst. Der Glaube, daß Selbstmörder und Ermordete umgehen müssen, weil sie keine Zeit gehabt haben, sich vor dem Tode von ihrer Sündenschuld zu reinigen, hat sich in der Christenzeit ganz allgemein erhalten; Ridgeway erinnert an den in seiner Sünden Maienblüte hingerafften Vater Hamlets.

Wenn Ridgeway, um den homerischen Seelenglauben dem nordischen Walhallglauben noch näher zu bringen, behauptet, Homer kenne keine Unterwelt, so ist das wohl zu viel gesagt, wie schon gleich der dritte Vers des ersten Buchs der Ilias zeigt, der die Seelen der Helden in den Hades fahren läßt. Aber daß Odysseus in der Nekyia nicht in die Unterwelt zu steigen braucht, wenn er mit den Seelen verkehren will, daß demnach der Aufenthalt der Seelen, ebenso wie in der dem Menelaus gewordenen Verheißung, an den nördlichen oder westlichen Enden der Erde, aber nicht unterirdisch gedacht wird, das ist wohl schon jedem denkenden Homerleser aufgefallen. Ridgeway hilft sich mit der Annahme, daß, wie die Waffen und Rüstungen der mycenischen Kultur, so auch deren Bestattungsweise und Seelenglaube neben denen der achäischen fortbestanden habe, und daß beide Glaubensmeinungen mit einander verquickt worden seien. Das ist ja eigentlich auch gar keine bloße Annahme, sondern bezeugte Thatsache. Plutarch schließt die Lebensgeschichte Solons mit den Worten: „Nach Verbrennung der Leiche soll man die Asche Solons auf der Insel herumgestreut haben; doch ist diese Sage zu abgeschmackt, als daß man sie glauben könnte, obwohl sie sich nicht allein bei andern Männern von Bedeutung, sondern sogar in den Schriften des Philosophen Aristoteles findet.“ Ridgeway hält die Sage für geschichtliche Wahrheit; die Athener waren einmal abergläubisch. Sie hatten mit der Leichenverbrennung (die übrigens bei ihnen so wenig wie im übrigen Griechenland allgemeine Sitte wurde) nicht auch den aufgeklärten Seelenglauben angenommen; Solons Seele sollte ihnen den Besitz der Insel sichern; deshalb vermischten sie mit deren Erdboden die Asche des Heros so unlöslich, daß die Salaminier nicht imstande waren, seine Überreste und damit ihn selbst fortzuschaffen. Von dem Volke, das die Leichenverbrennung eingeführt hat, glaubt Ridgeway, es müsse die materialistische Auffassung des Seelenlebens überwunden und den Begriff eines unförperlichen

Geistes erfaßt haben, der nicht in Gräber eingesperrt, nicht mit dem Staub vom Wüstenwind verweht, ja auch nicht einmal von den Feuerflammen zerstört werden könne. Sollte diese Ansicht richtig sein, so würde der nordisch-achäische Seelenglaube zu einem Ergebnis geführt haben, das dem von Dümmler angenommenen entgegengesetzt ist, und das hat er ja schließlich auch in den orphischen Mysterien und im Platonismus, die beide den Schwerpunkt des Daseins ins Jenseits verlegen. Aber Dümmlers Ansicht läßt sich trotzdem mit der von Ridgeway ganz gut vereinigen. In die freundliche Umgebung des Ägäischen Meeres und in das Behagen versetzt, das der Reichtum in Verbindung mit einem milden Klima gewährte, hat sich das jugendkräftige Volk zunächst mit ganzem Herzen seiner Lebenslust hingegeben und aus seinem Seelenglauben weiter nichts gefolgert, als daß es von den Seelen der Verstorbenen, da sie die bewohnte Erde gänzlich verlassen hätten, keine Störungen mehr zu befürchten habe. Es ließ deshalb die Seelen zu Schatten verblaffen. Der Begriff des unzerstörbaren Geistes liegt allerdings schon drin in der Annahme einer vom Leibe völlig getrennt lebenden Seele, aber entwickelt hat ihn erst eine spätere reflektierende und vom Pessimismus stark beeinflusste Zeit.

Wir kehren zu Ridgeways Gedankengänge zurück. Alle Charakterzüge der homerischen Helden und ihre Lebensgewohnheiten weisen nach Mittel- und Nordeuropa; so z. B. auch, daß sie das Fleisch braten; die Bewohner walдарmer Länder pflegen die Speisen zu kochen, nicht zu braten, weil das Braten mehr Holz erfordert. Eine deutliche Erinnerung an den hohen Norden verrät die Beschreibung des Landes der riesenhaften Lästrygonen und der Heimat der Kimmerier in der Odyssee. Der Dichter hat die nordische Winternacht und den langen Sommertag des hohen Nordens an zwei verschiedene Völker verteilt. Bei den Lästrygonen könnte ein Hirt, der keinen Schlaf brauchte, doppelten Tagelohn verdienen, „denn nah bei einander liegen die Pfade der Nacht und des Tages,“ und der eintreibende Hirt begegnet dem austreibenden. Die unglücklichen Kimmerier dagegen (die Cimbern) leben in ewigem Dunkel; nimmer schaut Helios auf sie, weder wenn er am Himmel emporsteigt noch wenn er sich abwärts wendet. Wir haben es also in den homerischen Gedichten mit zwei verschiedenen Rassen zu thun. Die eine, die Mittelmeerrasse, ist in den drei südlichen Halbinseln Europas und an der Westküste Asiens einheimisch und hat ihre Kultur von der Steinzeit bis in die Eisenzeit ganz folgerichtig entwickelt; kein Bruch, keine plötzliche Änderung ist in ihren ausgegrabnen Erzeugnissen sichtbar. Die Menschen dieser Rasse werden von den alten Autoren bald Pelasger, bald Minyer genannt, aber auch die Namen Kolier und Jonier bezeichnen keine von ihr verschiedenen Völker. Sie hat sich ganz rein erhalten unter andern in Arkadien und in Attika, Landschaften, die beide ihre Bevölkerung niemals gewechselt haben. Diese Rasse ist es, die die von den mycenischen Funden bezugte Kultur geschaffen hat, und von ihr stammen die Griechen der historischen Zeit ab. Sie ist, wie gesagt, langschädlig und brünett, aber durchaus nicht negerartig, sondern rein von Regersblut. Sie war und ist noch heute durch ihren feinen Formen- und Farbensinn ausgezeichnet, der ohne Zweifel dem Klima und der Schönheit der Landschaften

dieser Länder zu verdanken ist. (Die ungeheuerliche Ansicht Gobineaus, daß die künstlerische Begabung, wo sie vorkommt, aus beigemischtem Negerblut stammen soll, erwähnt Ridgeway nicht.) Aber diese Verfeinerung der Sinne bringt unvermeidlich die Neigung zur Sinnlichkeit und die Gefahr der Ausartung des Charakters ins Weibische mit sich. In das Gebiet dieser friedlichen, fleißigen und fröhlich genießenden Mittelmeerrasse sind nach 1400 vor Christo die nordischen Eroberer eingedrungen, die Männer von Hesiods eisernem Zeitalter, die Homer Achäer nennt. Die Völkerverflechtung, die damals den Süden überflutet hat, ist ja nur eine von den unzähligen, die vorangegangen und nachgefolgt sind. Die andern beiden Halbinseln wurden nicht weniger oft heimgesucht als die Balkanhalbinsel, und die Römer selbst sind nichts andres gewesen als ein Schwarm der „Gallier,“ von denen sie später bedroht wurden.

Kelten werden von den Alten alle weißhäutigen Nordländer mit lichter Haar und lichten Augen genannt. Wir unterscheiden heut von den eigentlichen Kelten, die rundschädlig und von untersehter Statur waren, breite Gesichter und dicke Nasen hatten, die Germanen oder Teutonen, die sich durch Langschädel, hohen Wuchs, lange schmale Gesichter und dünne Adlernasen auszeichneten, und deren Heimat Skandinavien war. Die Alpen waren meist von eigentlichen Kelten bewohnt. Aber alle diese Völker waren in beständiger unruhiger Bewegung und entsandten unaufhörlich Schwärme nach Süden und Osten — bis nach Indien hin. Der Weg, auf dem die Achäer nach Griechenland kamen, war die große Heerstraße, die an der nordöstlichen Bucht des Adriatischen Meeres vorbei südostwärts führt; durch Epirus sind die Einwanderer zuerst nach Thessalien gekommen. Sie haben, gleich allen spätern südwärts gewanderten Nordländern, Weiber der unterworfenen Ureinwohner geheiratet und durch Vermischung und unter dem Einflusse des Klimas ihre anatomischen und Charaktereigenschaften eingebüßt, sind verschwunden, ohne andre Spuren zu hinterlassen als die in den homerischen Gedichten und in einigen andern Schriftwerken aufbewahrten. In kühleren gebirgigen Gegenden, wie in Macedonien, haben sie sich etwas länger und besser gehalten. Die Vermischung ging um so leichter von statten, als sie eine der pelasgischen ähnliche Sprache redeten. Das ist nicht zu verwundern, da sie mit der Mittelmeerbevölkerung eines Stammes waren. Die Wiege der europäischen Menschheit kann natürlich nicht im arktischen Eise gestanden haben, sondern muß in der Nähe der heißen Zone gesucht werden. Von dort aus sind Westasien und Europa bevölkert worden, an den Mittelmeerküsten hat sich der dunkle Typus befestigt, im Norden ist unter der Einwirkung des Klimas der helle entstanden, der jetzt arisch genannt zu werden pflegt, und ist dann den nach dem Süden zurückgewanderten Ariern wieder verloren gegangen.

Die Achäer haben die mediterrane Bevölkerung einiger Landschaften in Thessalien, Hellas und dem Peloponnes unterjocht und die einheimischen Fürstengeschlechter verdrängt. Die in reichem Metallschmuck (Gold, Silber, Bronze, dazu Bernstein und Elfenbein wird erwähnt; auch Stahl, was nicht auffallen kann, da ja die Künstler der pelasgischen Bevölkerung das von den

Achäern eingeführte Eisen gewiß nicht verschmäht haben) prangenden Paläste des Menelaus und des Alkinous waren Erzeugnisse der mycenischen Kunst (Menelaus war ein Sprößling der Eroberer, die Phäaken waren im ungestörten Besitz geliebte Urbewohner); Odysseus hat sein einfaches Haus nach nordischem Brauch um einen Baum herum gezimmert und dessen Stumpf zum Fuße des Ehebetts gemacht. Menelaus erzählt dem Telemach, er habe die Absicht gehabt, seinem Vater, falls dieser zurückgekehrt wäre, eine Stadt einzuräumen, in die er mit seinem Volk aus Ithaka hätte übersiedeln sollen; das hat nur unter der Voraussetzung Sinn, daß der König von Lacedämon über Unterjochte herrschte und die achäische Besatzung zu verstärken wünschte; Leute des eignen Stammes zu vertreiben, um ihre Stadt einem befreundeten Häuptlinge zu übergeben, würde ihm nicht eingefallen sein. Auch kann man, nach Ridgeway, mehrere von den Namen achäischer Helden (Achilleus, Odysseus, Nias, Laertes, Peleus) nicht aus dem Griechischen erklären. Die Achäer brachten den Zeus mit, dem sie zuerst in Dodona einen Kult einrichteten, und auf den ihre vornehmsten Helden ihr Geschlecht zurückführten, während die Pelasger den Poseidon verehrten, von dem sich viele ihrer Helden abzustammen rühmten.

Die Achäer waren, als sie einwanderten, nicht unkultiviert; ihre Bewaffnung setzt einen hohen Grad technischer Fertigkeit voraus; aber ihre Kultur war eben von der der Pelasger verschieden und noch nicht so verfeinert. Selbstverständlich benützten die Herren die Kunstfertigkeit ihrer Knechte und ließen von ihnen ihre Rüstungen, Schwerter und Schilde mit Bildwerken schmücken, deren Schönheit und Reichtum Homer bei der Beschreibung des Schildes des Achill ins märchenhafte übertrieben hat. Auch die Sängers der vertriebenen Herrscherfamilie übernahm der siegreiche Achäer, und Dichter der pelasgischen oder äolischen Urbevölkerung waren es, denen wir die Ilias und die Odyssee verdanken. Denn, meint der englische Forscher, die vollendete Form dieser Epen setzt eine lange litterarische Entwicklung voraus; der Hexameter, „diese vollkommenste Ausdrucksform, die der Menscheng Geist erfunden hat,“ die zuerst beim delphischen Orakel ausgebildet worden zu sein scheint, bezeugt für sich allein schon die Höhe der geistigen Kultur des Volkes, dem der oder die Dichter dieser Gesänge angehört haben. Das achäische Wandervolk konnte weder den Hexameter mitgebracht haben noch ein Epos erzeugen; es wird höchstens Balladen gesungen haben. Und zwar sind die Dichter der beiden Epen Sänger peloponnesischer Fürstenhöfe gewesen, nicht Ionier. Mit allen Orten und Begebenheiten des Peloponnes, auch noch der übrigen griechischen Landschaften, zeigen sie sich wohl vertraut, dagegen fehlt die asiatische Lokalfarbe gänzlich, was undenkbar wäre, wenn die Gedichte an der asiatischen Küste entstanden wären; von den griechischen Kolonien dieser Küste wird keine erwähnt. Gerade die entgegengesetzte Meinung sucht Dümmler (II, 336 bis 341) zu begründen. „Alle Widersprüche und Dunkelheiten [der Ilias] erklären sich nur aus der Geschichte der troischen Sage und des troischen Epos, da aber auch vollkommen. Der Räuber des göttlichen Weibes, der seine That mit dem Tode und dem Untergange seines Reiches büßt, war ur-

sprünglich natürlich nicht ein minorenner Prinz, der auch einem mittelmäßigen Gegner im Zweikampf nicht gewachsen ist, sondern ein gewaltiger König und Held. Das einfache Motiv verwitterter Göttersage, den Raub und die Wiederoberung der göttlichen Frau, das ja auch für andre nationale Epen der Lebensnerv geworden ist, trugen nun achäische Stämme nach Kleinasien hinüber, nachdem sich vielleicht schon im Mutterlande allerhand Züge aus selbstbestandnen Kämpfen hineinverwebt hatten. In Kleinasien wurde dies Epos darauf zum Gefäß der gesamten Wanderungserlebnisse der nachmals äolischen und ionischen Stämme; kein Wunder, daß da vielfach die Form zer Sprengt und der Riß mit mehr oder weniger Geschick geflickt wurde. Im Wettstreit fügten die achäischen Stämme ihre nationalen Helden in das nationale Epos ein, sie nur notdürftig dem durch Sage und Epos gegebenen Rahmen anpassend.“ Thukydides und Aristoteles haben Homer historisch verstanden und an das erste große gemeinsame Unternehmen der griechischen Stämme, den Krieg gegen Troja, geglaubt. „Von modernen Forschern stehn wohl nur noch die allermutigsten auf diesem Standpunkt. Bei der großen Mehrzahl ist die einleuchtende Bemerkung von Völkern durchgedrungen, daß Erinnerungen an die äolisch-ionische Kolonisation Kleasiens den historischen Einschlag des großen nationalen Epos bilden. Diese historischen Erinnerungen haben sich um das mythische Motiv der Rückeroberung der Helena krystallisiert; dieses Motiv verlangt die Rückkehr der siegreichen Helden in die alte Heimat, und so mußte aus den Kämpfen wandernder Völker ein wohlorganisierter Nachfeldzug von festen Sizen aus werden.“

Die beiden Epen sind also in dem üppigen Jonien entstanden; die Homeriden haben in den adlichen Häusern der reichen und glücklichen Aristokratie des eroberten Koloniallandes gesungen und sind selbst Sprößlinge der dortigen Adelsgeschlechter gewesen, daher kommt es, daß die Religion dieser Gedichte, als Religion einer „Bebewelt,“ aufgeklärt ist „bis zur Frivolität.“ Später tritt eine Reaktion ein; die alte Frömmigkeit und der alte Aberglaube werden wieder mächtig. Darin, daß die homerischen Gesänge keine Volksdichtungen, sondern höfische Kunstepen und von adlichen Dichtern an Fürstenhöfen geschaffen sind, stimmt Ridgeway mit Dümmler überein (dessen vor 1901 noch nicht gesammelten Schriften er schwerlich gekannt hat); aber sie sind nach ihm, wie gesagt, nicht in Jonien, sondern in Griechenland entstanden; auch bei dieser Annahme erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die Erinnerung an die Kolonisationskriege auf der kleinasiatischen Küste zur Entstehung mitgewirkt hat. Ridgeway findet in Homer Gemeinbesitz an Grund und Boden; nur für den Fürsten sei Privateigentum ausgesondert gewesen; bei Hesiod sei das Sonderigentum, wenigstens in seiner Heimat Böotien, allgemein; auch kenne Homer weder gemünztes Geld noch das Talent; seine Münzeinheit sei der Wert einer Kuh in Gold. Daraus gehe hervor, daß er ein paar hundert Jahre vor Hesiod geschrieben haben müsse. Und aus dem Umstande, daß weder kleinasiatische noch sizilische Kolonien der Griechen erwähnt werden, schließt er, daß die Epen vor der dorischen Wanderung geschrieben sein müssen, jedenfalls nicht nach dem Jahre 1000 entstanden sein können; auch von der

dorischen Wanderung selbst und den durch sie bewirkten Umwälzungen finde sich ja keine Spur in den Gedichten. Für unsre deutschen Sezierkünstler, die die vermeintlichen einzelnen Bestandteile präparieren und meinen, das Ganze sei von einem Redakteur mehr oder weniger geschickt zusammengefleckt, hat der Engländer nichts als Spott und Hohn. Warten wir ab, wie sie ihn strafen werden, mit schweigender Verachtung oder mit beschämender Widerlegung.



Jörn Uhl und Niels Glambæk



Es sind die Namen zweier Jungen, eines holsteinischen und eines dänischen, und die Geschichte ihrer Entwicklung bildet den Inhalt zweier Romane, die dadurch mancherlei Verwandtes bekommen haben. Mit dem ersten (Berlin, G. Grote) hat ein holsteinischer Pastor, Gustav Frenssen, einen glücklichen Wurf gethan, auf dem Titelblatt steht „Zwanzigstes Tausend“; der Verfasser hat, wie die Zeitungen melden, sein Amt niedergelegt und sich in seinem Heimatlande einen Bauernhof gekauft, um ganz seiner Feder zu leben. Der andre: „Niels Glambæk. Wie er ein Mann wurde,“ von dem bekannten ausgezeichneten dänischen Schriftsteller K. G. Brøndsted, ist den Grenzbotenlesern soeben in einer sorgfältigen und feinen Übersetzung vorgeführt worden. Die Ähnlichkeit des Eindrucks der beiden Romane beruht zunächst auf der Stammesverwandtschaft ihrer Menschen und der Art, wie sie sich äußern, einer naturwüchsigten und treffenden kurzen Sprache, die in ihrer durchsichtigen Gedankenbildung an das Plattdeutsche anklängt, sodann auf dem einfachen Erzählungsinhalt, der dem innern Erlebnis nur als Einkleidung dient, damit dieses das volle Licht erhält; höchstens bei Brøndsted laufen einige wenig hervortretende romanhafte Züge mit unter. Bei Frenssen fehlen sie ganz. Alles Interesse richtet sich auf das Psychologische, das Fertigwerden des Menschen, der die Hauptperson ist. Frenssens Roman ist in der Art, wie er die sinnlichen Grundlagen der menschlichen Natur bloß legt, ganz eigentümlich und neu, neu auch in dem Sinne, daß er schon allein um deswillen solchen Modernen zusagen muß, denen diese Seite des Lebens die Hauptsache ist, und die nur in der Offenheit noch einige Schritte weiter gehn. Ernstere Leser, denen hierin schon Frenssen zu weit gehn möchte, finden bei ihm ein reichliches Gegengewicht an sonstiger Lebenserfahrung, an Gemütswärme und sogar an der religiösen Stimmung eines auch für unreligiöse Menschen noch annehmbaren natürlichen Christentums. Dazu kommt, daß uns das Buch das viel bewegte Problem des arbeitenden Landmanns mit seinen Sorgen und seiner Not vor Augen stellt, aus eigner Anschauung und in wahrer, ergreifender Schilderung, sodaß der ungewöhnliche Beifall, mit dem es von der öffentlichen Beurteilung aufgenommen ist, seine Berechtigung hat.